

Zeitzeuginnenbericht zum Frauenstudium in Tübingen von Marlies Beitz, geb. Koch

Stuttgart, Januar 2004

Nesthäkchen in Tübingen

Nein, ich bin nicht das jüngste Kind unter vielen Geschwistern, ganz im Gegenteil: die ältere von zwei Schwestern, aber das tut nichts zur Sache.

Nesthäkchen hat mich auch auf das Studentenleben in Tübingen vorbereitet.

Als ich mich im Oktober 1966 – nach dem Abitur, dem ersten Kurzschul-Abitur in Baden-Württemberg, Umstellung des Schuljahresbeginns vom Frühjahr auf September – entschloss in Tübingen zu studieren, schien ein Traum in Erfüllung zu gehen: eine Studentin in Tübingen wie Nesthäkchen – mein großes Vorbild Nesthäkchen!

Nesthäkchen ist eine bedeutende literarische Figur: ein kleines verwöhntes Mädchen aus Berlin, aus einer Arztfamilie, mit älteren Brüdern, das größer wird und in Tübingen studiert und ihre großes Glück findet, eine eigene Familie gründet, Kinder und Enkel bekommt...

Else Ury hat diesen Fortsetzungsroman geschrieben, der ähnlich wie die „Trotzkopf“-Serie ganze Generationen von Mädchen beeinflusst hat. (Von Else Urys traurigem Schicksal unter den Nazis habe ich erst viel später erfahren, aber da war mein Nesthäkchen-Traum schon längst geplatzt.)

Ich kann mich nicht mehr genau an Nesthäkchens Geschichte erinnern, habe später das Buch auch nicht mehr gelesen. Ein paar Details aus dem Band über die Studienzeit und das große Glück in Tübingen habe ich noch brühwarm in Erinnerung: die Fahrt von Berlin über Würzburg und Stuttgart nach Tübingen, die Zimmersuche zusammen mit einer Freundin, erste Vorlesungen, Wanderungen auf der Alb, gesellige studentische Feste am Neckarufer, wo sie einen Doktor in spe kennenlernt...

Und anno 1966 ging also ich frohen Mutes und mit klopfendem Herzen nach Tübingen, um die Welt zu erobern...

Es wurde eine grandiose Niederlage.

Ich stamme nicht aus einer Akademikerfamilie. Mein Vater war Eisenbahner. Meine kleinbürgerliche Herkunft aus einem eher bildungsfernen Milieu hat es nicht unbedingt nahegelegt, dass ich mal studiere. Aber ich war eine gute Schülerin, durfte die Oberschule besuchen (als erste in der Verwandtschaft), durfte an einem deutsch-französischen Schüleraustausch teilnehmen (auch ein politischer Neubeginn: zweite Gründung einer Städte-Partnerschaft), durfte nach England reisen, um die Fremdsprache zu vertiefen. Das alles waren echt revolutionäre Schritte in meinem Kreis.

In der Schule bekam ich fast regelmäßig Preise für gute Leistungen. Das hat meine Eltern sicher gefreut, es war ihnen aber auch irgendwie unheimlich. Was sollte man mit einer Tochter tun, die anders ist als Generationen vorher? Zuerst mal eine Perspektive geben, ein ordentliches Berufsziel definieren: Lehrerin! Für eine Frau der einzig anständige Beruf, nur Lehrerin kam in Frage, alles andere war fremd, bedrohlich, erschreckend – wie hätte man etwa ein Medizinstudium finanzieren sollen? Also wurden frühzeitig die Weichen gestellt, z.B. in musikalischer Erziehung. Eine Lehrerin sollte eigentlich Klavier spielen können. Aber in einer Eisenbahnersiedlungswohnung kann man kein Klavier stellen, auch nicht bezahlen. Also kam als zweite Wahl die Geige in Frage. Jahrelang haben meine Eltern sich krummgelegt,

um teuren Einzelunterricht zu bezahlen, meine Mutter musste jahrelang mein verzweifeltes Üben ertragen (meine Töne auf der Geige erinnerten sie an das Gänsegeschnatter in ihrem Dorf, ein Konzert oder eine Oper hatte sie nie besucht). Erst als ich erwachsen war, habe ich mir eingestanden, dass die Geige für mich bzw. ich für die Geige absolut ungeeignet war, und dies Einsicht beendete meine musikalische Karriere abrupt. Schade nur für das hinausgeschmissene Geld, hart verdient von meinen Eltern, gut gemeint als Investition in die Ausbildung zur Lehrerin.

Und dann wurde meine persönliche Hochschule gebaut. Neubau der Pädagogischen Hochschule in Ludwigsburg – in den Monaten vor dem Abitur fuhr ich öfters mit dem Fahrrad in den Nachbarort, um den Baufortschritt „meiner“ Hochschule zu verfolgen. Bis an einem denkwürdigen Sommernachmittag – in der Pause des Physik-Praktikums – mir der Physiklehrer einen Floh ins Ohr setzte: „Was, du willst blooooß an eine PH? Du mit deinen Fähigkeiten, du musst doch **richtig** studieren. Du musst auch nach Tübingen!“ Damit packte er meinen Ehrgeiz. Ich stellte ausführliche und genaue Erkundigungen an – und entdeckte die **Kleine Fakultas** in Baden-Württemberg! Ein wissenschaftliches Lehrerstudium in nur 6 Semestern – das war überschaubar, kontrollierbar, finanzierbar, noch dazu weil ich Anspruch auf ein Stipendium hatte, und ein bisschen wollte ich noch dazuverdienen.

Damals hieß BaFög noch **Honnef**. Ich bekam am Anfang fast den Höchstsatz, nämlich 220DM von maximal 250DM. In den 60er Jahren, als eine Studentenbude (Dachkammer zur Untermiete) bloß 70DM kostete und ein eigenes Auto noch nicht üblich und das Freizeitverhalten und Anspruchsdenken anders waren, konnte man damals durchaus leben. Nach einem halben Jahr kam allerdings ein echter Schock: Mein Vater hatte Karriere gemacht, hatte mit 40 noch mühselig die Mittlere Reife nachgeholt und als Beamter den Gehobenen Aufstieg gewagt, um seinen Töchtern eine solide Ausbildung zu sichern. Abendkurse neben der anstrengenden Arbeit und wochenlange Fortbildung in der Ferne hielt er durch und wurde schließlich durch höhere Gehaltsstufen belohnt – und wir alle durch nachträgliche Rückstufung meines Stipendiums bestraft. Von 220 auf 130 heruntergestuft und zwei Monate gar nichts als Übergang – das brachte meinen Vater dazu, persönlich nach Tübingen zu fahren und sich beim zuständigen Studentenwerk zu beklagen. Aber es half nichts, die Paragraphen waren stärker, das musste gerade er als Beamter einsehen. Und ich jobbte nicht bloß in den Semesterferien, sondern auch nebenbei, sparte mir wichtige Bücher vom Essen ab, fuhr an den Wochenenden mit der Bahn nach Hause, um mich satt zu essen und Wäsche zu waschen. Das eigentlich verlangte Auslandssemester für das Anglistik-Studium leistete ich als Aupair in einer englischen Familie, mit diesem mindestens dreimonatigen Aufenthalt in einem englischsprachigen Land war den Prüfungsanforderungen Genüge getan.



Im Oktober 1970 war schließlich das Abitur geschafft (außergewöhnlicher Termin wegen des Kurzschuljahrs und leichtere Prüfungsbedingungen) und ich fuhr nach Tübingen, um mich zu immatrikulieren und ein Zimmer zu suchen.

Die Wahl der Studienfächer war kein Problem: die Lieblingsfächer aus der Schulzeit, die intensive Beschäftigung mit deutscher und englischer Literatur sollte nahtlos in das Studium von Germanistik und Anglistik einmünden. Mein Deutsch-Lehrer, der meine Literatur- und Theaterbegeisterung geweckt hatte und den ich wegen seiner originellen Bonmots bewunderte, machte mir Mut, als ich ihm etwas ratlos das umfangreiche Vorlesungsverzeichnis zeigte. „Schillers Dramen kennst du schon, such dir was Neues – und sieh zu, dass du bald ein Hauptseminar bei Beißner belegen kannst.“ Nach den erforderlichen Proseminaren schaffte ich es sogar, bei Meister Beißner ein Hölderlin-Seminar zu belegen. Das war aber schon bedeutend später, mitten im furchtbaren Prozess der Desillusionierung: mein verehrter Lehrer nur ein müder Abklatsch der Tübinger Professoren, seine Bonmots von den Meistern geklaut, aus dem Elfenbeinturm auf dem harten Boden der Realität gelandet...

Einführung in das Studium der neueren deutschen Philologie bei Frau Dr. Weischedel: ein hoffnungsvoller Versuch begann mit einem Schock. Mir wurde der Boden unter den Füßen weggezogen. „Sollen wir dazu eine Bibliographie zusammenstellen?“ fragte gleich in der ersten Stunde eine eifrige und mutige Studienanfängerin, aber die war nicht ich. Ich verkroch mich vor Scham und Angst, weil ich dieses Fremdwort noch nie gehört hatte.

Wen hätte ich fragen sollen? Nesthäkchen ließ mich im Stich. Ich befragte lieber Bücher als Kommilitonen. Die riesige undurchschaubare Masse fremder Studenten machte mir Angst. Die Anonymität der Massenuniversität machte mir Angst. Darauf hatten mich die Lehrer an meinem kleinen überschaubaren Gymnasium nicht vorbereitet. Zwar studierten außer mir immerhin noch 6 weitere Klassenkameraden in Tübingen, aber andere Fächer, in anderen Fakultäten. Ich hatte die wohlbehütete Klasse verlassen, stand im ungesicherten Gelände. Statt Nesthäkchen war ich Rotkäppchen und fürchtete mich nicht bloß vor dem bösen Wolf, sondern vor den fremden Dozenten und Professuren, vor Studenten und Studentinnen, vor höheren Semestern, vor den Klausuren und Zwischenprüfungen. Aus der guten Schülerin wurde eine mittelmäßige Studentin, Zwischenprüfung Deutsch 2-3, Zwischenprüfung Englisch 3-4, eine graue Maus in einer anonymen Masse. Gab es damals Tutoren? Ich verpasste die Beratung für Erstsemester, kannte das Wort und den Nutzen von Tutoren nicht, traute mich nicht ältere zu fragen. In der Familie, in der Verwandtschaft gab es niemanden, der mich hätte leiten können. Ich musste mich selber durchbeißen, und das kostete Kraft, verschleuderte Energie.

Einmal ging ich in die Sprechstunde von Herrn Professor Müller-Schwefe (später bekannt als „Schwafel-Müller“) im Englischen Seminar, weil ich eine kleine Frage hatte, wartete stundenlang geduldig oder verzweifelt – und der Professor war schockiert, dass sich eine unbedarfte Studienanfängerin zu ihm verirrt hatte. Er verwies mich an irgendjemanden, der mir irgendwie weiterhalf – und so robbte und stolperte und schlitterte ich irgendwie durch das Studium, biss mich durch bis zur Ersten Staatsprüfung für das Wissenschaftliche Lehramt in Baden-Württemberg.

Ich bestand die Prüfungen, sowohl in Englisch als auch in Deutsch, und konnte damit zum Referendariat an einem Stuttgarter Gymnasium zugelassen werden. Kleine Fakultas, wohlgemerkt, ein vorübergehender Sonderweg in Baden-Württemberg: Befähigung zu Lehramt an Unter- und Mittelstufen von Gymnasien, also bis einschließlich Klasse 10. Keine Oberstufe, kein Abitur. Macht nix, dann brauche ich schon keine Verantwortung für Prüflinge übernehmen, brauche nicht Studienwahl und Richtungsentscheidungen fürs ganze Leben zu verantworten, zu fördern oder zu verhunzen. Und eine Karriere zur Schulleiterin habe ich eh nicht vor.

Was habe ich während meines **Lehrerstudiums** studiert? Kleine Fakultas war schließlich eine Sackgasse, die keine außerschulischen Alternativen zuließ.
 Wie habe ich mich auf meinen Lehrerberuf vorbereitet?
 Mittelhochdeutsche Lyrik, Hartmann von Aue und Walther von der Vogelweide, Drama des Barock, Wesen und Funktion der Geistererscheinungen in Gryphius' „Cardenio und Celinde“, Hölderlins „Hyperion“ als Briefroman. Anglistik war konkreter, mit Übersetzungs-, Grammatik- und Phonetikübungen (sogar im Sprachlabor).

das bereits autorisierten Zehlscheins bis zum unstatlich angegebenen Zeitpunkt. Verändern Sie bitte diesen Termin

Universität Tübingen			
Stud. <u>phil. Marius Koch</u>		Matr. Nr. <u>44385</u>	
4. Fachsemester		4. Hochschulsemester	
Name des Dozenten	Genauere Bezeichnung der Vorlesungen, Übungen o. Seminare	Wochenst. Vorl. Übg.	
Bausinger	Literatur zweiter Klasse	2	
Beißner	Hölderlin Hyperion		2
Jens	Probleme der mod. dt. Literatur	1	
Müller-Schwab	Geschichte des engl. Romans I	2	
Keeley	Modern English Drama	1	
Weiß	Englandkunde		2
Fittner	Geschichte u. Theorie der Schule	2	
Mühle	Tiefenpsychologie I	2	
Schäfer	Wahlrechtssysteme	2	
Gaus	Wechselbeziehungen zwischen den Naturwissenschaften u. der Gesellschaft.	1	
	Conversation Class		1
Im SS/WS 19.88 wurden die oben aufgeführten Unterrichtsveranstaltungen belegt. Akademisches Rektoramt i.A. <u>Häsel</u>			

Und dann wurde ich – in einer Zeit, als die „antiautoritäre Erziehung“ und das Summerhill-Internat von A.S.Neill hochgehalten wurde und als es mit Schülerstreiks losging – an einem reinen Jungengymnasium auf 10- bis 16-jährige Schüler losgelassen.
 Ging ich mit wehenden Fahnen unter?
 Vielleicht überraschende Antwort: Nein, keineswegs.
 An den Beruf, in den ich mehr oder weniger hineingedrängt wurde, zu dem ich aus Mutlosigkeit keine Alternative gefunden hatte, fand ich – nach mehreren Praxisschocks – sogar Gefallen.
 Er wurde mir zur Berufung.

Zwei Gründe sind dafür maßgeblich:
 Erstens: Die Zeit um 1968 habe ich politisch bewusst und aktiv erlebt, hatte an Demonstrationen teilgenommen („Blast den Muff aus den Talaren!“) und rebellierte gegen Obrigkeit und Autoritäten, war zornig aus der Kirche ausgetreten. So hatte ich Verständnis und Sympathie für die aufmüpfige Jugend, weil ich selber noch aufmüpfig war und der Abstand im Lebensalter noch nicht so groß.

Zweitens: Im akademischen, kopflastigen, theoriebesessenen, elfenbeinturmhaften Studium an der ehrwürdigen Eberhard-Karls-Universität hatte es einen Lichtblick mit Praxisbezug gegeben, einen Dozenten namens Zifreund, der „Elementares Unterrichtstraining“ anbot. Dazu gehörte auch das „Micro-Teaching“, damals eine ganz neue Methode aus den USA, Training von Lehrerverhalten in kleinen Gruppen, aufgezeichnet von einer Videokamera und analysiert im Team. Das war eine harte Schule, die mir aber nicht nur Methodenbewusstsein, sondern auch Fähigkeit zur Selbstkritik vermittelte. Ohne dieses Training wäre ich im Dschungel der Schule untergegangen.

Damals habe ich mich auch bei einer Nachhilfe-Aktion des Studentenwerks engagiert: das Backofen-Projekt, Hausaufgabenbetreuung und Spielaktionen mit Kindern aus sozial schwachen Familien, die in einem sozialen Brennpunkt in der Tübinger Südstadt hausten, hinter den französischen Kasernen, neben dem heutigen Französischen Viertel.

Im Jahr 2003, nach meiner vorzeitigen Pensionierung, habe ich mich an meinem neuen Wohnort bei der Hausaufgabenbetreuung für Kinder ausländischer Eltern engagiert. Back to the roots...

Im Januar 1970 habe ich Tübingen verlassen, mit bestandenem Erstem Staatsexamen, desillusioniert und vereinsamt, von Selbstmordgedanken und Minderwertigkeitskomplexen geplagt, alkoholgefährdet, von einer Ärztin im Tabletten ruhiggestellt.

Besuche in der Universitätsstadt, die mir keine Chance gegeben hat, habe ich später kaum gemacht, hatte keine Freundinnen oder Freunde gefunden, geschweige denn einen Mann fürs Leben wie Nesthäkchen.

Ich besitze kein einziges Foto aus meiner Tübinger Zeit.

Sechs Jahre später habe ich mit Ehemann und Baby die Vermieter nochmals besucht, nicht wegen Studierinnerungen, sondern weil der Mann ein Lokführer war, den mein Vater eingestellt hatte.

Später galten die seltenen Besuche Picasso und anderen Künstlern in der „Kunsthalle“ oder internationalen Jazzfestivals auf dem Marktplatz oder den Stadtplanern von Französischem und Loretto-Viertel.

Die Universität habe ich seit Januar 1970 nicht mehr betreten.

Von April 1970 bis Juli 2002 habe ich ohne Unterbrechung, ohne Familienpause oder Beurlaubung die Fächer Deutsch und Englisch unterrichtet, zuerst mit vollem, später mit halbem Lehrauftrag. Kleine Fakultas hat dann bedeutet, dass ich – wegen dem verkürzten Studium und Referendariat ohne Zulassungsarbeit – weniger Geld verdient habe als die meisten Kollegen, zum Ausgleich aber 4 Wochenstunden mehr unterrichten durfte. Die Möglichkeit des „Bewährungsaufstiegs“ habe ich nicht genutzt, die Bedingungen waren mir zu zynisch. Mein Kampf gegen diese Ungerechtigkeit war vergebens, denn die Herren und Damen Studienräte ließen sich für die Sache einer unbedeutenden Minderheit nicht mobilisieren, nicht mal in der Gewerkschaft. Die „Schmalspur-Akademiker“ wurden nicht immer ernstgenommen...

Ende 2002 wurde ich nach immerhin 32 Dienstjahren frühzeitig pensioniert. Aus gesundheitlichen Gründen.

Aber das ist eine ganz andere Geschichte...